

Sarah Dessen
Someone like you



© Jay Dessen

Sarah Dessen, geboren 1970, aufgewachsen in North Carolina, lebt mit ihrer Familie in Chapel Hill, North Carolina, und unterrichtet Creative Writing an der University of North Carolina. Sie ist eine der meistgelesenen Jugendbuch-Autorinnen in den USA und alle ihre Romane wurden vielfach preisgekrönt. Auch

in Deutschland wächst ihre Fangemeinde mit jedem Buch. Mehr über die Autorin unter www.sarahdessen.com. Weitere Titel von Sarah Dessen bei dtv pocket: siehe Seite 4.

Gabriele Kosack, geboren auf Nias (Indonesien), studierte in München Germanistik, Psychologie, Musikwissenschaft und besuchte in New York eine Schauspielschule. Heute pendelt sie als freie Autorin und Übersetzerin zwischen Köln und Essaouira (Marokko).

Sarah Dessen

Someone like you

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gabriele Kosack

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Sarah Dessen sind außerdem bei
dtv pocket lieferbar:
Crazy Moon
Zu cool für dich
Zwischen jetzt und immer
Just Listen
About Ruby
Because of you
Stop saying goodbye

Das gesamte lieferbare Programm von
dtv junior und viele andere Informationen
finden sich unter www.dtvjunior.de



Neuausgabe
2. Auflage 2013
2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 1998 Sarah Dessen
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Someone like you«, 1998 erschienen bei
Viking Children's Books,
a member of Penguin Group (USA) Inc., New York
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Marion Sauer
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder
Gesetzt aus der Goudy Old Style 10,5/13'
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78264-7

Dieses ist für Bianca

Teil I

Grand Canyon

Kapitel eins

Ich kann mich nicht an eine Zeit erinnern, in der Scarlett Thomas *nicht* meine beste Freundin gewesen wäre. Deswegen wusste ich sofort, als sie mich während der schlimmsten Woche meines Lebens – im Emanzencamp, zu dem mich meine Mutter verdonnert hatte – anrief, dass etwas nicht stimmte. Ich wusste es, als ich nur ihre Stimme am anderen Ende der Leitung hörte. Wusste es, bevor sie etwas gesagt hatte. Wusste es einfach.

»Es ist wegen Michael«, meinte sie ruhig. Ihre Stimme drang aus weiter Ferne verzerrt zu mir. »Michael Sherwood.«

»Was ist mit Michael?« Die Leiterin des Emanzencamps, sorry: des Ferienlagers, eine Dame namens Ruth mit kurzen Haaren und Birkenstocksandalen, trat neben mir ungeduldig von einem Bein aufs andere. Denn eigentlich sollten wir uns dort gar nicht anrufen lassen, sondern uns von der Außenwelt, von allen Anforderungen unseres persönlichen Umfelds im Besonderen und der Gesellschaft im Allgemeinen abschirmen, auf dass wir bessere, klügere, stärkere, selbstbewusstere weibliche Wesen würden. Vor allem sollten wir uns nicht um Mitternacht an einem Dienstag anrufen lassen; denn die logische Konsequenz daraus war, dass Ruth mich aus meinem knarrenden Bett und

quer durchs Wäldchen in ihr Büro gejagt hatte, in dem es entschieden zu hell war. Zu einem Telefon, das schwer in meiner Hand lag.

Scarlett seufzte tief. Irgendetwas war passiert, so viel stand fest. »Was ist mit ihm?«, fragte ich noch einmal. Ruth wirkte extrem genervt; garantiert dachte sie, dass es sich nie und nimmer um einen Notfall handelte.

»Er ist tot.« Scarletts Stimme klang gleichmäßig, monoton. Als müsste sie das kleine und das große Einmaleins hintereinander aufsagen. Im Hintergrund hörte ich, wie etwas klirrte, hörte Wasser plätschern.

»Tot?«, fragte ich. Ruth blickte mich plötzlich alarmiert an. Ich wandte mich von ihr ab. »Wie?«

»Ein Motorradunfall. Heute Nachmittag. Zusammenstoß mit einem Auto, auf dem Shortcrest Drive.« Wieder dieses Wasserplätschern. Mir wurde klar, dass sie Geschirr spülte. Scarlett, meine tüchtige, patente Scarlett, würde auch dann noch das bisschen Haushalt erledigen, wenn um sie herum eine nukleare Apokalypse tobte.

»Er ist tot«, wiederholte ich. Auf einmal wirkte der Raum, in dem ich telefonierte, sehr klein, geradezu beengt. Als Ruth den Arm um mich legte, wick ich mich aus, trat einen Schritt zurück. Ich sah Scarlett vor mir, am Spülbecken in der Küche, in abgeschnittenen Jeans und einem T-Shirt, das Haar zu einem straffen Pferdeschwanz zusammengebunden; den Telefonhörer hatte sie zwischen Schulter und Ohr geklemmt. »O mein Gott, das ist ja furchtbar!«

»Ja«, antwortete Scarlett nur. Das Wasser floss mit einem lauten Gurgeln ab. Sie weinte nicht. »Ja.«

Dann schwiegen wir. Am Telefon. Mir kam es vor wie eine Ewigkeit. Das einzige Geräusch ein leises Summen in

der Leitung. Ich wollte durchs Kabel zu ihr kriechen, am anderen Ende der Leitung in ihrer Küche auftauchen, bei ihr sein. Michael Sherwood, ein Junge, mit dem wir aufgewachsen waren, ein Junge, den eine von uns beiden geliebt hatte. Weg, fort, verschwunden, aus.

»Halley?«, sagte Scarlett schließlich leise.

»Ja?«

»Kannst du nach Hause kommen?«

Ich sah durchs Fenster in die Dunkelheit, auf den See, der im Mondlicht schimmerte. Es war Ende August, das Ende des Sommers. In einer Woche würde die Schule wieder anfangen. Unser vorletztes Schuljahr.

»Halley?«, wiederholte sie. Ich wusste, wie schwer es ihr fiel, überhaupt zu fragen. Sie war nie diejenige gewesen, die mich brauchte. Immer umgekehrt.

»Bin schon unterwegs«, antwortete ich, in jenem grell erleuchteten Raum, in jener Nacht, in der alles begann.
»Halt durch.«

Michael Alex Sherwood starb um kurz vor neun Uhr am Abend des 30. August. Er bog vom Shortcrest Drive links in die Morrisville Avenue ab, als ein Geschäftsmann in einem BMW frontal mit ihm zusammenstieß, wodurch Michael von dem Motorrad, das er erst seit Juni besessen hatte, sieben Meter durch die Luft geschleudert wurde. In der Zeitung stand, er sei sofort tot gewesen. Das Motorrad war komplett zertrümmert. Schuld an dem Unfall trug er nicht. Michael Sherwood war sechzehn Jahre alt.

Außerdem war er der einzige Junge gewesen, den Scarlett in ihrem bisherigen Leben wirklich geliebt hatte. Wir kannten ihn, seit wir Kinder gewesen waren, fast so lange, wie wir einander kannten. Das Viertel, in dem wir alle

wohnten, hieß Lakeview; es erstreckte sich über nur wenige Straßen, von denen viele auf freiem Feld endeten, und wurde lediglich durch einige Holzpfähle und primitiv zusammengezimmerte Schilder markiert, auf denen mit gelber Farbe gepinselt stand: WILLKOMMEN IN LAKEVIEW – IHREM FREUNDLICHEN WOHNVIERTEL. Irgendwann hatten einige Schüler der damaligen Abschlussklasse unserer Schule in einer Nacht-und-Nebel-Aktion auf sämtlichen Schildern aus dem REU ein EI gemacht, so dass wir nun in einem FEINDLICHEN WOHNVIERTEL lebten. Mein Vater fand das umwerfend komisch. Er konnte sich dermaßen darüber amüsieren, und zwar noch lange Zeit, nachdem es passiert war, dass meine Mutter sich – und ihn – manchmal fragte, ob er nicht selbst dahintersteckte.

Die zweite Besonderheit von Lakeview war seine Lage fünf Kilometer vom Flughafen entfernt, was bedeutete, dass permanent irgendwelche Maschinen starteten oder landeten. Auch das machte meinem Vater aus irgendeinem Grund einen Heidenspaß. Fast jeden Abend saß er auf unserer Terrasse und blickte gespannt in den Himmel, während das ferne, dumpfe Grollen immer lauter wurde, immer näher kam, bis direkt über dem Haus die weiße Nase eines Flugzeugs durch die Wolken brach, die Flugzeuglichter wie wild blinkten und man das Gefühl hatte, das Teil wäre laut und kraftvoll genug, um uns einfach mit sich zu reißen. Unser Nachbar, Mr Kramer, bekam davon Bluthochdruck, doch mein Vater genoss es. Ich hatte mich schlicht daran gewöhnt, zuckte nicht mehr zusammen, schlief einfach weiter, selbst wenn das Haus bebte und die Fensterscheiben klirrten.

Ich lernte Scarlett an dem Tag kennen, als sie und ihre Mutter, Marion, in das neu gebaute Haus gegenüber

einzogen. Ich war elf, saß am Fenster und schaute den Leuten von der Umzugsfirma zu, als ich ein Mädchen in meinem Alter entdeckte, das auf den Stufen zur Veranda vor dem Haus hockte. Auch sie beobachtete die Umzugsleute, die an ihr vorbei Möbel ins Haus trugen. Ihr Kinn stützte sie auf die Hände, ihre Ellbogen auf die Knie. Sie hatte rote Haare, trug blaue Turnschuhe und eine Sonnenbrille mit herzförmigem weißem Rahmen. Als ich über den frisch angelegten Gartenweg auf sie zulief, beachtete sie mich allerdings nicht im Geringsten. Ich stellte mich in den Schatten des Verandadachs und wartete darauf, dass sie mich als Erste ansprach. Im Freundschaftschließen war ich noch nie gut gewesen. Ich war still und unscheinbar, ein richtiges Mäuschen. Suchte mir allerdings immer wieder Mädchen als Freundinnen aus, die mich herumkommandierten und ätzend zu mir waren; Mädchen, die mich rumschubsten und quälten, bis ich schließlich heulend zu Mami nach Hause rannte. Lakeview, DAS FEINDLICHE WOHNVIERTEL, wimmelte von kleinen Feindinnen auf pinkfarbenen Fahrrädern, die in weißen, mit Metallblumen umrankten Fahrradkörbchen ihre Barbiepuppen samt Köfferchen mit sämtlichem Zubehör spazieren fuhren. Ich hatte noch nie eine beste Freundin gehabt.

Dennoch ging ich zu der Neuen rüber. In ihrer Sonnenbrille konnte ich mein Spiegelbild erkennen: weißes T-Shirt, blaue Shorts, abgestoßene Sneakers, rosa Socken. Ich wartete darauf, dass sie mich auslachte oder wegjagte oder mich schlicht und einfach ignorierte, wie alle anderen Mädchen, die älter und größer waren.

»Scarlett?« Durch das Fliegengitter vor der offen stehenden Haustür drang die erschöpft und fahrig klingende

Stimme einer Frau. »Wo habe ich mein Scheckbuch hingelegt?«

Das Mädchen auf den Stufen wandte den Kopf. »Küchentheke«, rief sie mit heller, klarer Stimme. »Karton mit Maklerunterlagen.«

»Karton mit . . .« Die Frau schien sich beim Sprechen zu bewegen, denn ihre Stimme drang mal lauter, mal leiser zu uns ins Freie. ». . . Karton mit Maklerunterlagen, mh, wo ist . . . ich glaube, er ist gar nicht hier, Schatz, oder . . . ach ja, doch. Da ist er ja!« Plötzlich klang die Stimme der Frau so triumphierend, als hätte sie soeben die Nordwestpassage um den amerikanischen Kontinent herum entdeckt. Die hatten wir kurz vor den Ferien in der Schule durchgenommen.

Das Mädchen drehte sich wieder zu mir um und schüttelte leicht den Kopf. Ich weiß noch, wie ich in dem Moment dachte – und es würde nicht das letzte Mal sein –, dass sie älter wirkte, als sie war. Auf jeden Fall älter als ich. Sofort überfiel mich das vertraute Feindinnengefühl. Feindin auf pinkfarbenem Fahrrad im Anmarsch.

Ich wollte mich gerade umdrehen und zu unserem Haus zurückgehen, da sagte sie: »Hallo, ich heiße Scarlett.«

»Ich heiße Halley.« Ich versuchte meine Stimme so lässig und selbstverständlich klingen zu lassen wie ihre. Noch nie hatte ich eine Freundin mit einem ausgefallenen Namen gehabt; die anderen Mädchen in meiner Klasse hießen Lisa, Tammy, Caroline, Kimberly. »Ich wohne da drüben.« Ich zeigte über die Straße auf mein Schlafzimmerfenster.

Sie nickte, nahm ihre Tasche, die neben ihr gestanden hatte, rutschte ein Stück zur Seite und wischte kurz über die Stufe, auf der sie saß. Neben ihr war jetzt noch exakt so

viel Platz, dass jemand dort sitzen konnte, der ungefähr so groß war wie sie. Das Mädchen blickte mich an und lächelte. Ich machte einen Schritt über den schmalen, von der Sonne ausgedörrten Grasstreifen an der Veranda und setzte mich neben sie. Gegenüber sah ich unser Haus. Wir redeten nicht sofort los, aber das war okay; wir würden ein ganzes Leben lang Zeit zum Reden haben. Ich saß einfach bloß neben ihr und betrachtete das Haus, in dem ich wohnte, die Garage, meinen Vater, der den Rasenmäher an den Rosenbüschen entlangschob. Lauter Sachen, die ich mein ganzes Leben lang gesehen hatte, die ich in- und auswendig kannte. Aber jetzt war plötzlich Scarlett an meiner Seite. Und von dem Tag an sah nichts mehr so aus wie vorher.

Gleich nachdem ich mich von Scarlett am Telefon verabschiedet hatte, rief ich meine Mutter an. Meine Mutter ist Psychotherapeutin und auf Jugendliche spezialisiert. Aber obwohl sie über das Thema zwei Bücher geschrieben und Dutzende von Seminaren gehalten hat, obwohl sie sogar in diversen Fernsehtalkshows aufgetreten ist, um anderen Eltern Ratschläge zu geben, wie man mit seinen Kindern während der ach so schwierigen Pubertätszeit umgeht – wie sie mit mir klarkommen soll, weiß meine Mutter nicht so richtig. Da fehlt ihr der Durchblick.

Als ich sie anrief, war es Viertel nach eins. Nachts.

»Hallo?« Seltsamerweise klang meine Mutter überhaupt nicht verschlafen, sondern hellwach. Doch das hatte sie einfach drauf; es gehörte zu dem, was sie professionelles Auftreten nennt und worauf sie enormen Wert legt: *Ich bin kompetent. Ich bin stark. Ich bin hellwach.*

»Mom?«

»Halley? Was ist passiert?« Im Hintergrund hörte ich Gemurmel; mein Vater war ebenfalls wach geworden.

»Es ist wegen Michael Sherwood, Mom.«

»Wer?«

»Er ist tot.«

»Wer ist tot?« Noch mehr und lauterer Gemurmel: mein Vater, der *Wer ist gestorben? Wer?* fragte.

»Michael Sherwood«, antwortete ich. »Ein Freund von mir.«

»Ach, du liebe Zeit!« Seufzend legte sie die Hand auf den Hörer; trotzdem verstand ich, wie sie meinem Vater sagte, er solle ruhig wieder einschlafen. »Ich weiß, mein Schatz, so was ist wirklich furchtbar. Aber es ist mitten in der Nacht. Von wo aus rufst du an?«

»Vom Büro hier im Ferienlager«, erwiderte ich. »Du musst herkommen und mich abholen.«

»Dich abholen?« Sie klang erstaunt. »Eigentlich sollst du noch eine ganze Woche dort bleiben.«

»Ich weiß, aber ich will nach Hause.«

»Du bist müde, es ist spät.« Ihr Tonfall hatte sich verändert; inzwischen hatte sie auf ihre Therapeutinnenstimme umgeschaltet, die ich nach all den Jahren nur zu gut kannte. »Ruf mich morgen wieder an, wenn du dich ein wenig beruhigt hast. Du willst sicher noch im Ferienlager bleiben und nicht vorzeitig abreisen.«

»Er ist tot, Mom«, wiederholte ich. Jedes Mal, wenn ich das Wort aussprach, setzte Ruth, die mir nicht von der Seite wich, ihr teilnahmsvollstes Gesicht auf.

»Ich weiß, Liebling, und es ist schrecklich. Aber wenn du nach Hause kommst, ändert das gar nichts. Das Einzige, was sich dadurch ändern würde, wären *deine* Sommerpläne, und es gibt überhaupt keinen Grund –«

Ich fiel ihr ins Wort: »Ich will aber nach Hause kommen. Ich muss nach Hause kommen. Scarlett hat mich angerufen, um es mir zu erzählen. Sie braucht mich.« Mein Hals schwoll beim Reden zu, es tat richtig weh. Sie kapierte einfach nicht. Sie kapierte nichts, nie.

»Scarletts Mutter ist bei ihr, Halley. Scarlett braucht das nicht allein durchzustehen, das wird schon. Es ist so spät, Liebes. Bist du allein oder ist irgendwer bei dir? Deine Betreuerin vielleicht?«

Ich holte tief Luft. Sah Michael vor mir, einen Jungen, den ich kaum kannte. Dennoch schien sein plötzlicher Tod auf einmal mehr zu bedeuten als alles andere auf der Welt. Ich dachte an Scarlett, die in ihrer hell erleuchteten Küche auf mich wartete. Das hier war wichtig. Sehr, sehr wichtig.

»Bitte«, flüsterte ich ins Telefon und wandte mich ab, so dass Ruth mein Gesicht nicht sehen konnte. Ich wollte nicht, dass diese mir fremde Frau noch mehr Mitleid mit mir hatte als sowieso schon. »Bitte komm her und hol mich ab.«

»Halley.« Ihre Stimme klang jetzt erschöpft, fast gereizt. »Geh wieder schlafen. Ich rufe dich morgen an. Dann können wir über alles reden.«

»Bitte sag, dass du kommst.« Ich musste verhindern, dass sie auflegte. »Sag einfach, dass du kommst und mich abholst. Er war unser *Freund*, Mom.«

Sie schwieg. Ich sah sie vor mir, wie sie aufrecht im Bett saß, mein schlafender Vater neben ihr. Wahrscheinlich hatte sie ihr blaues Nachthemd an und durch das Fenster hinter ihr schien das Licht aus Scarletts Küche. »Ach Halley«, meinte sie schließlich resigniert. Als würde ich ihr dauernd solche Probleme bereiten, als würden jeden

Tag Freunde von mir sterben. »Also gut, ich werde kommen.«

»Wirklich?«

»Was habe ich vor einer Sekunde gesagt?« Ich wusste, was da gerade lief, würde unsere Beziehung noch stärker belasten. Es war ein schwer, ein mühsam erkämpfter Sieg. »Ich möchte mit deiner Betreuerin sprechen.«

»Klar.« Ich warf einen Blick zu Ruth hinüber, die fast im Stehen einschlief.

»Mom?«

»Ja?«

»Danke.«

Schweigen. Mir war klar, dass ich hierfür einen hohen Preis zahlen würde. »Schon gut. Lässt du mich jetzt mit ihr sprechen, bitte?«

Ich reichte Ruth den Telefonhörer und hörte von draußen zu, wie sie meiner Mutter versicherte, ja, alles klar, ich würde fertig gepackt haben und auf sie warten, wenn sie käme, und was für ein Unglück, so ein junger Mensch. Dann ging ich zu meiner Blockhütte zurück, schlich mich im Dunkeln zu dem schmalen Bett, schloss die Augen.

Aber ich konnte lange Zeit nicht einschlafen. Dauernd sah ich Michael Sherwoods Gesicht vor mir. Es war das Gesicht, zu dem ich in der sechsten, siebten, achten Klasse immer wieder verstohlene Blicke geworfen hatte. Das Gesicht, das Scarlett und ich in jedem Jahrbuch unserer Schule ausführlich betrachtet hatten. Und das Gesicht auf dem Foto, das in Scarletts Zimmer im Spiegelrahmen steckte, einem Foto von Scarlett und Michael am See, das erst vor wenigen Wochen aufgenommen worden war. Hinter ihnen glitzerte das Wasser. Ihr Kopf lag an seiner Schulter, seine Hand auf ihrem Knie. Ich konnte immer noch vor mir se-

hen, wie er sie angeschaut hatte und nicht in die Kamera, als ich auf den Auslöser drückte und der Blitz die beiden vor meinen Augen grell beleuchtete.

Als meine Mutter am nächsten Nachmittag vor dem Verwaltungsgebäude des Camps anhielt, sah sie nicht gerade glücklich aus. Zu diesem Zeitpunkt stand fest, dass mein Aufenthalt im Emanzencamp das ultimative Desaster gewesen war. Was ich ihr im Übrigen schon prophezeit hatte, als sie mich gegen meinen Willen eine Woche vorher dort abgesetzt hatte. Die letzten zwei Wochen der Sommerferien sollte ich nun irgendwo mitten in der Pampa verbringen, zusammen mit einem Haufen anderer Mädchen, die genauso wenig wie ich gefragt worden waren, ob sie überhaupt dorthin wollten oder nicht. Meine Mutter hatte bei einem ihrer zahlreichen Therapeutenseminare von diesem speziellen Ferienlager gehört. Integriert war ein Workshop zum Thema *Weibliches Selbstbewusstsein, weibliche Solidarität*; die Bezeichnung »Emanzencamp« stammte von meinem Vater. Eines Morgens lag beim Frühstück eine Broschüre über das Ferienlager, die sie von dem Seminar mitgebracht hatte, unter meinem Teller. Auf der Broschüre klebte ein gelber Zettel mit der Frage: *Was hältst du davon? – Nicht viel, danke schön*, war meine spontane Reaktion, während ich auf das Bild zweier Mädchen etwa in meinem Alter starrte, die Hand in Hand über eine Wiese liefen. Im Prinzip ging es um Folgendes: Einerseits nahm man an einem ganz normalen Ferienlager teil, wo man schwimmen oder reiten ging und edle Kunstwerke aus Makramee herstellte. Andererseits gab es nachmittags Kurse und Selbsterfahrungsgruppen zu Themen à la *Wie die Mutter, so die Tochter – Die Ähnlichkeiten zwischen meiner Mutter und mir* oder *Muss ich wirklich so sein wie alle ande-*

ren?. In der Broschüre stand ein ganzer Absatz über Selbstwertgefühl, wie man seine eigenen Wertvorstellungen entwickelt und ähnliches Gelaber, das ich von den Klappentexten auf den Büchern meiner Mutter kannte. Ich wusste bloß eines: Mit fünfzehn und der Führerscheinprüfung in greifbarer Nähe, nämlich in drei Monaten, war ich zu alt fürs Ferienlager, fürs Entwickeln von Wertvorstellungen und vor allem für Makramee.

»Aber es könnte eine sehr wichtige Erfahrung für dich sein«, sagte sie am selben Tag beim Abendessen zu mir. »Viel wichtiger als den ganzen Tag bei Scarlett am Pool rumzuhängen, mit nichts anderem im Kopf als braun zu werden und über Jungen zu reden.«

»Mom, es ist Sommer«, antwortete ich. »Außerdem sind die Ferien beinahe vorbei. In zwei Wochen fängt die Schule wieder an.«

»Du bist rechtzeitig zu Schulbeginn wieder zurück.« Sie blätterte auffordernd in der Broschüre.

»Ich habe einen Job.« Ein letzter, verzweifelter Versuch, den rettenden Ausweg zu finden. Scarlett und ich arbeiteten als Kassiererinnen bei *Milton's*, dem Supermarkt unseres Viertels. »Ich kann nicht einfach zwei Wochen freinehmen.«

»Mr Averby meinte, im Moment sei nicht viel los. Es mache nichts aus, wenn du ausfällst, die anderen können für dich einspringen«, sagte sie schlicht.

»Du hast Mr Averby angerufen?!« Ich legte meine Gabel hin. Mein Vater, der bis zu diesem Moment still vor sich hin gegessen und sich nicht eingemischt hatte, warf meiner Mutter einen Blick zu. Selbst er begriff, dass es das Gegenteil von cool war, wenn man als Mutter beim Chef der Tochter anrief. »Mom, wie *konntest* du?«